

„Go singing, go bringing the gifts of the spirit“

Glückserfahrungen im gottesdienstlichen Klangraum

I Herr, öffne meine Lippen

„Herr, öffne meine Lippen.“

So beginnt Gottesdienst am Morgen: Mit der Bitte ums rechte, geistgewirkte Beten, einem gesungenen Gebet, das den Tag eröffnet und das Fasten bricht. Was geschlafen hat, soll geweckt, was verschlossen war, aufgetan und was nüchtern war, genährt werden. Das geistliche Breakfast ist ein religiöses Frühstück:

„Damit mein Mund Dein Lob verkünde.“

Zugegeben, den Tag so zu beginnen – sozusagen mit dem Ende – ist steil. Denn das Gotteslob ist Ziel und Bestimmung unserer Existenz. Oder mit dem Shorter Westminster Confession gesagt: The chief end of men is to glorify God and enjoy him forever.

Das *ist* steil. Aber der Sprechgesang geht behutsam vor. Tonschrittweise, in Sekunden, stösst die Kehle Luft aus und verbindet sich mit dem Zungenschlag. Kaum wahrnehmbar die kleine Pause nach dem Anruf, **Herr**, kein ekstatischer Hochsprung, **öffne meine Lippen**. Nur einen Spalt. Nur kleine Stufen. Es ist zu früh für einen Salto. Der Rhythmus ist ruhig, die Harmonie wartet; einstimmig ist stimmig. Später dann mehr Anlauf. Von ganz oben springt die Stimme eine Oktave in die Tiefe – mit dem Geist der Zuversicht, der Kraft und Besinnung.

FOLIE **«All Morgen ist ganz frisch und neu.»**

Und vom Grundton aufwärts klettert die Stimme zur Quinte: **«Des Herren Gnad und gros-se Treu.»** Was für ein grandioser erster Ruhepunkt, nach dem die Kehle wie die Engel in Jakobs Traum die Leiter hinunter und hinauf gestiegen ist. Bei der Dominante sind wir gelandet – beim Dominus. Pleni sunt *coeli et terra gloria tua* – in der Quintessenz der Treue.

Katholische Bitte in demütigen Schritten und evangelische Gewissheit im kühnen Sprung – siehe wie fein und wie lieblich ist's, wenn es einhellig zusammenklingt. Und wenn ich uns noch weiter durch den Tag singen würde, kämen die anderen Geschwister dazu: Zur Mittagsstunde die Seligpreisungen in orthodoxer Polyphonie, zur Vesper ein Evensong in anglikanischer Festlichkeit, zur Nacht ein letzter Hymnus:

FOLIE *Be-vor das Tageslicht vergeht, o Herr der Welt, hör dies Gebet*

II Was beglückt uns im Gottesdienst?

Zugegeben, in der zünftigen Wissenschaft könnte man flach landen, wenn man einen Vortrag so beginnt, wie ich gerade. Aber ich halte ja keine Vorlesung. Und keine Angst: auch kein Vorsingen. Es wird ein Hybrid. Ernst Lange fragt in einer seiner letzten Reden: «Was nützt uns der Gottesdienst?» ... Ich möchte Langes Thema aufgreifen, aber eine Variation versuchen. «Was beglückt uns am (oder im) Gottesdienst?» Darum singe ich – singen wir das eine oder andere Früh-Stück bevor wir unser Morgen-Brot essen.

FOLIE Denn ja, mit Lange, es ist das *Spiel*, das dem Gottesdienst seine Grazie verleiht, ganz bestimmt. Am graziösesten im Spiel der Musik. Gnade zu finden ist eben nicht nur Kopfgeburt, sondern Herzenssache im Klang der körperlirche. Und darum das grösste Glück. Weil wir musikalisch dem *summum bonum* am nächsten kommen, das *sursum corda* nie beschwingter hinkriegen und Resonanz am stärksten erleben, wenn wir einstimmen, mitsingen oder mitsummen oder einfach nur hinhören.

«Komm Schöpfer Geist kehr bei uns ein, und lass uns Deine Wohnung sein.»

Lass uns Klangkörper, Instrumente und Werkzeuge Deines Friedens werden. Verleih es uns. Wandle uns. Musikalisch kommen wir dem Geheimnis näher, dass wir um etwas bitten, das uns involviert, eine «religiöse Zirkulation» in

Gang gesetzt wird, durch eine Gemeinschaft, die den Geist ruft.

Den Gottesdienst als Klangraum verstehen, der im Geistanruf entsteht, verbindet anthropologische, theologische, hymnologische, rituelle, symbolische, performative und festtheoretische Aspekte. Die klingende Liturgik ist dem Glück auf der Spur, das ich im Gottesdienst erlebe, wenn ich Gott genieße – aber gibt auch dem Schmerz Raum, wenn ich an der Welt leide.

In der Musik kommt beides zum Ausdruck, in der Musik findet beides zur Form – als paradoxe Doxologie, die selbst im Bitteren das Süsse schmecken kann.

«In Dir ist Freude, in allem Leide, o Herr Jesus Christ.»

Davon muss gesungen sein, weil das, was ich Ihnen sagen möchte, jene Zwischenräume auslotet, die das RedenÜber, das RedenIn und das RedenZu Gott in der Feiergestalt des Glaubens glücklich verbinden. Die Unterscheidung der drei Sprechweisen verdanke ich Martin Nicol und Alexander Deeg, der Versuch «Singen und Sagen» zu verbinden, ist eine Verneigung vor der protestantischen Sing- und Liturgiebewegung. Sie verzeihen, wenn ich beim Reden nicht alle Quellen beim Namen nenne, auf Fussnoten verzichte und lieber ein paar Töne singe.

Über die gottesdienstliche Beglückung kann nur reden, wer sie dann und wann erfährt. Dieses Glück ist real. Wir reden uns das nicht ein. Es stellt sich ein. Wenn mehr Zeit wäre, würde ich den Begriff «Erfahrung» näher *erläutern*.¹ Ich erzähle lieber vom letzten Palmsonntag: Kantaten-Gottesdienst am Morgen und Segnungsgottesdienst am Abend. Zweimal volle Dorfkirche, zweimal Glücksmomente:

¹ Dorothee Sölle, *Hinreise* 44

- am Morgen, als die Pfarrerin bestes Storytelling macht, von Georg Neumarks Lebenskrise und seiner Erlösung erzähl und dann als – im Hin und Her mit Chor, Sängern – die Gemeinde aus voller Kehle mitsingt: «Wer nur den lieben Gott lässt walten». Sieben Strophen in g-moll, zwei b und vier Stimmen. Es gibt diesen Gänsehaut-Schauer, diesen Glanz, den man nur im Chor aufleuchten sieht und hört, ein «Ich-in-Wir-und-Du-in-uns-Moment», das so gut ist.
- am Abend dann mit einem Team von Segnenden singen wir auch. Die Gemeinde singt 90 Minuten lang. Im Kirchenraum verteilt die Teams. Eine ruhiges Kommen und Gehen. Dazu der Gesang der Gemeinde, die Gott segnet. Aber nicht Neumarks Choral, keine Strophenlieder. Beim Segnen und Salben passt das nicht.

«*Sollt ich meinen Gott nicht singen.*»

Doch, doch – lieber Bruder Gerhardt, sollst Du, aber vielleicht eher so?

FOLIE «*Mon âme se repose en paix sur dieu seul* »

Keine Strophen, nur Refrain, ein Gesang, der in sanften, kleinen Tonschritten, langsam kreist, spiralförmig vorwärts, ruminert. Es ist Musik, die empfängt. Wer so singt, bezeugt nicht, wer so betet, lässt gehen, was kommen mag. Taizélieder atmen ein. Kritisch gewendet: Sie lullen ein. Aber es gilt für jede ästhetische Form und rhetorische Figur der Grundsatz: *abusus non tollit usus*.

Über die gottesdienstliche Beglückung kann nur reden, wer sie dann und wann erlebt. Und nur wer das Glück erfahren hat, kann die verunglückte Liturgie konstruktiv kritisieren. Ich rede frei heraus, wovon ich singen und sagen will, weil ich in einem gottesdiensterfahrenen Auditorium mit Resonanzen rechnen darf. Aber was ist mit denen, die religiös unmusikalisch sind? Vergreifen wir uns im Ton, wenn wir den Unglücklichen das Ohr verweigern, die im Gottesdienst leer ausgehen? Landen wir flach, wenn wir zu steil ansetzen?

FOLIE Wer den Gottesdienst als Klangraum versteht, darf die Misstöne nicht überhören. Darüber müssen wir *auch* reden: Über schlechte Musik, über schöne Lieder, die stinken. Aber ich schlage vor, dass wir in einem ersten Schritt das doppelte Potenzial der Musikmetapher nutzen, um *anders* über den Gottesdienst zu reden, dem neuen Klang zu lauschen, der sich einstellt, wenn wir das Gewohnte in andere Tonarten transponieren und dann in einem zweiten Schritt den *Differenzen* zuwenden, die zwischen und quer zu Stilen auftauchen, um diese drittens für die Gottesdienst- und Kirchenentwicklung fruchtbar zu machen.

III Musik als Metapher für den Gottesdienst

Musik als expressive Gestalt ist ein Abstraktum. Es gibt sie nur im Plural, nur als Musiken. Wie es nur Sprachen und nicht *die* Sprache, nur Tänze und nicht *den* Tanz, nur Bilder und nicht *das* Bild gibt. Das ist eine triviale Erkenntnis mit grossen Konsequenzen. Weil es dem ästhetischen Urteil Grenzen setzt. Zu sagen, Jazz sei besser als Klassik, ist schlicht und einfach Nonsens. Dennoch macht das Abstraktum «Musik» Sinn. Weil ein Theorierahmen für das Reden über Musiktypen, -stile und -formen gefragt ist. Wenn das musikalische Stück immer nur in einer kulturell bestimmten Klangwelt Gestalt nimmt, hat es ein Idiom, das einmal entstanden ist und eine Ausdrucksgestalt, die sich mit der Zeit entwickelt hat.

- **FOLIE** Geht es um die Musik als dem theoretischen *Rahmen*, steht zur Debatte, was das Musizieren vom Sprechen, Tanzen, Theaterspielen und anderen Künsten unterscheidet;
- geht es um den *Ausdruck*, werden Musiken, d.h. innermusikalische Stil- und Formdifferenzen verglichen. Was macht Jazz aus? Was unterscheidet den Schlager vom Volkslied? Etc.

Das Reden über den Gottesdienst kann mit der Rede über die Musik gekoppelt werden und den Plural im Singular und das Singen im Plural aufgreifen. Beides ist erhellend. Zum ersten: **FOLIE** Die Musik dient dem Ritus. Der Gottesdienst ist kein Konzert. Das gilt auch für andere Künste, die in der Liturgie zusammenspielen. Auffällig ist, welchen Künsten wir im Ritus eher entsagen. Dem Tanz zum Beispiel. Wir sitzen, wir stehen und selten knien wir, aber noch seltener bewegen wir uns im Rhythmus. Ein ganz klein wenig darf der Tanz doch sein. Wenn die begabte Organistin im Ausgangsspiel einen Tango anstimmt oder der Gospelchor beim Singen ins Schwingen kommt. Auf die Musik aber wollen und können wir nicht verzichten – wer weiss, vielleicht auch, um die Resten des heiligen Tanzes zu retten? Jedenfalls wäre der Ritus ohne Musik eine stocksteife und nüchterne Angelegenheit: Liturgie nur gesprochen ist sang- und klanglos. Mit Musik kommen die Dinge in Fluss, werden Sequenzen nachvollziehbar, Signale gesetzt, Partizipation in Gang gebracht und Miterleben möglich.

FOLIE «Musik im Gottesdienst» ist der Titel eines Buches, das der Schweizer Kirchenmusiker Adolf Brunner 1960 veröffentlicht hat. Es gibt modernere und musikwissenschaftlich bedeutendere Werke. Ich finde seine originelle Theorie der Musik im Gottesdienst immer noch interessant. Theologisch anregend ist die Unterscheidung der Rhythmik, Harmonik und Melodik.

Rhythmische

Leben ist rhythmisch. Das Herz gibt den Takt vor, in unsern Adern fliesst, in unsern Gliedern pulsiert es, unsere Lungen pumpen Luft. Der Rhythmus bringt unser Blut in Wallung und unseren Körper in Bewegung. Brunner warnt vor dem Rhythmus. Er vermutet hier die grössten Triebkräfte, die Nähe zur Erotik, die Gefahr der Ekstase, die Raserei.

Melodische

Das Melodische ist in Brunners musikalischer Grammatik die individuelle Linie. Sie macht ein Stück einzigartig, charakterisiert es; sie sticht heraus, leitet die anderen und wird von anderen begleitet. Der Sitz im Körper ist Brust und Kehle, die Melodie entsteht dort, wo die Stimme den Hals verlässt, dort, es eng wird, wenn wir Angst haben, dort, wo es weit wird, wenn wir jubeln.

Auch die Melodik hat einen Schatten. Das Individuelle geht voran und läuft nach – wie ein Schlager, wie die Stimme des Hirten, der seine Schafe sammelt.

Harmonische

Das Harmonische entsteht durch Polyphonie und Symphonie – ein Gemeinschaftswerk, das von verschiedenen Stimmen oder Instrumenten getragen wird. Wenn Melodie Linie und Rhythmus Zäsuren im Zeitstrom ist, öffnet die Harmonie Relationen im Zeitraum. Sie dehnt das Erleben aus, schaut einen Tempel, verbindet Hohes und Tiefes, verbreitet Stimmung, füllt aus. Harmonie kommt dem nahe, was der Philosoph Hermann Schmitz in seiner Raumphänomenologie als Atmosphäre beschreibt.

Sitz im Körper ist die Bauchhöhle, die Eingeweide, die Verbindung zum Brustraum, dort, wo die starken Gefühle wohnen, dort, wo wir weich werden oder uns verhärten.

Musik kommt und geht. Sie bildet einen imaginären Raum, der sich in der Zeit dehnt, aufschliesst, einlässt, zum Zelt der Begegnung wird, einen Moment der Selbstvergessenheit schenkt, als ob ich mit einem Spiegel in einen Spiegel schaue und dort – in der unendlichen Reihe der gespiegelten Spiegelungen – einen Blick auf den Tempel erhasche, zu dem ich pilgere.

III Liturgische Musikkritik – musikalische Liturgiekritik

3.1 Musik nicht idolisieren

FOLIE Das Reden über *die* Musik verführt uns, Musik zu idealisieren und damit auch zu *idolisieren*. In der Musikwelt verehren wir Idole, reden von Ikonen, huldigen den Stars. Und vergessen, dass auch Geister musizieren. Es gibt Höllenmusik. Man kann andern den Marsch blasen. Oder Gefangene mit einer Endlosschleife Abba foltern. Es gibt unendlich viel musikalischen Schrott. Ein riesiger Plastikberg schwimmt im tonalen Meer: einfältiger Beat, himmeltrauriger Gesang, plumpe Akkorde. Quickfood-Musik. Musik, die Ohren verstopft und im Herz Durchfall macht.

Wollen wir das im Gottesdienst? Um Himmels Willen nein. Um ein ästhetisches Urteil kommen wir nicht herum. Und darum ist *Musikkritik* so wichtig für den Gottesdienst. Wir verwechseln aber die Qualitätsfrage besser nicht mit der Geschmacksfrage und unterscheiden präzise, zwischen einem *schlechten Stil* und einem *anderen Stil*. Das fällt uns nicht immer so leicht. Der Stilbegriff schillert. Wer Bach verehrt, neigt dazu, alles, was vor oder nach dem Meister gekommen ist, an ihm zu messen. Aber Bach – so sehr wir ihn lieben – ist nicht das Mass aller Dinge. Das wäre schlechter Stil! Bach lehrt uns, das Einfache nicht zu verachten und dem Billigen abzuschwören. Aber das vermag auch ein guter Worship-Song.

Ein zweiter kritischer Punkt: Dass sowohl die religiöse Klassik als auch der sakrale Pop weltweit Erfolg haben, hat mit *unseren* Gewohnheiten zu tun und ist darum auch auf die *Kolonialisierung* zurückzuführen. Die kirchenmusikalische Expansion unserer «Schlager» ist auch eine Frage der finanziellen Ressourcen. «Musik ist keine universelle Sprache der Gefühle», sagt die Musikwissenschaftlerin Cristina Urchueguía. Sie hat in verschiedenen Regionen und Kulturen ganz unterschiedliche Bedeutungen und unterschiedliche

Repertoires. Das gilt auch für die Kirchenmusik. Das macht sie so interessant für das Reden über Gott und Welt im Ritus. Weil uns hier das Glück wieder begegnet.

3.2 Musikalische Gewohnheiten entsakralisieren, schlechten Stil kritisieren

FOLIE Wir haben ein Recht auf Wiederholung. Meistens gefällt uns das am besten, womit wir schon gute Erfahrung gemacht haben. Unser Gehirn freut sich, wenn es Reize wiedererkennt, einordnen und vorhersagen kann.² Ein neues Lied zu hören und erst recht, es zu lernen, ist dagegen anstrengend; im Ritus *suchen* wir das Glück der Wiedererkennung. Ins Gewohnte einzustimmen, kommt der Seele, die singend um Einwohnung bittet, entgegen. Sie findet es schön.

«*Du meine Seele singe, wohlauf und singe schön.*»

Ich will dem Herren droben – notabene im Durdreiklang! – loben hier auf der Erd.

Und diesen Terz sind so schön. Sie füllt den Quintsprung zur Dominante mit dem Dritten im Bunde. Dreiklang *for ever, everywhere and everybody*? Ist der Schauer des Wohlgefühls universal? Lassen wir uns noch *überraschen* vom Geist oder geben wir uns zufrieden damit, dass wir religiöse Gewohnheitstiere sind? «*Herr, öffne uns die Ohren.*»

Wir haben ein Recht auf Wiederholung und eine Pflicht zur Unterbrechung. Das Verhältnis der beiden Vollzugsformen Ritus und Rede kann in dieser Spannung begriffen werden. In der Predigt hören wir, dass Gott nicht unsere Wiederholung ist, in Liedern und Gebeten, rufen wir ihn an und uns in Erinnerung, wer wir sind. Wir holen ihn wieder, in der Hoffnung, dass uns seine Gegenwart einholt.

² Musikwissenschaftlerin Melanie Wald-Fuhrmann in einem Interview mit der «Zeit».

Die Dekonstruktion unsere seelischen Konstrukte, das Widerwort im Fluss der Gefühle, der Einspruch gegen die Macht der Gewohnheit – das kann auch sakrale Musik leisten. Denn sie will nicht einlullen. Sie rückt an die Stelle des RedenIn, um unser Rede-an-Gott zu heiligen.

Der biblische Beleg, dass Gott selbst dazwischen tritt, ist im Wort des Propheten aufgehoben: Eure Lieder stinken mir. Das ist keine göttliche Theaterkritik.

JHWH hat kein Problem mit dem Musikstil seiner Verehrer. Vielleicht sind deren Gefühle sogar echt – ein wohlig-heiliger Schauer hat sie erfasst. Sie haben sich nicht im Ton vergriffen, ihr Pathos ist authentisch – aber ihr Ethos stinkt gottjämmerlich. Es schreit zum Himmel. Was gemeint ist, kommt im Schneid des messerscharfen Wortes zu Tage, das die Geister scheidet: «Nur wer für die *Juden schreit*, darf *gregorianisch* singen»

Theologische RedenÜber muss Logos und Ethos an das Pathos heranführen, das falsche Pathos überführen. Das ist keine Stilfrage. Aber die ästhetische Kritik ist damit nicht vom Tisch. Es enthebt uns nicht vor der Aufgabe, das Glück, das wir im Schönen finden, auch in der Form zu suchen und dem Hässlichen – in welcher Form auch immer: als Schwülstiges, Wurstiges und Schwurbeliges – eine Abfuhr erteilen.

IV Lob der Vielfalt

4.1 Das Ende des babylonischen Traums der Glücksfall der Diaspora

FOLIE In der Kritik der gesungenen Lieder ist auch die Hoffnung auf das neue Lied erkennen.³ In den vielen Sprachen, Gottes Wort lauschen. Im Kauderwelsch Gott in den höchsten Tönen loben.

Sie hören den pfingstlichen Oberton, ich spiele mit dem babylonischen Unterton und erinnere an die Geschichte mit dem Turm, die im Exil entstanden ist. Der persische Traum war Israels Trauma. Da sassen sie und weinten! Aber sie holten die Harfen wieder von den Weiden und spielten neue Lieder. Nicht nur den Blues, sondern auch Protestsongs! Der Protest kommt im Gewand des Mythos daher. In das Gewand hineingewoben die Fäden der Trauma-Verarbeitung. Es ist ein außerordentlich komplexes Meisterwerk hebräischer Erzählkunst.⁴

Erstens wird der Traum der selbsterklärten Herrenmenschen, die sich das Recht herausnehmen, eine andere Nation zu überfallen, dekonstruiert. Die Anspielung ist nicht zu übersehen. Wer sonst baut Türme? Und wozu sollen solche Wolkenkratzer gut sein? Wer will sich mit *einer* Kultur, *einer* Sprache, *einem* Führer und *einem* Gott durchsetzen? Wer hat ein Interesse andere zu zwingen, ihre eigene minderwertige Kultur, ihre Sprache und ihre Macht abzulegen? Wer will anderen vorschreiben, wie man sich Gott einbilden soll?

Und wie verhält sich Gott zu alledem?

³ FRITS NOSKE. "Forma Formans." *International Review of the Aesthetics and Sociology of Music* 7, no. 1 (1976): 43–62: Es gibt die *forma formans*, die diese Suche anleitet, den «Willen zur Form», der danach strebt, Gott schön zu machen – in den *forma formata*.

⁴ MELANIE KÖHLMOOS, Sexismus, Patriarchat und das Alte Testament, in STEFAN ALKIER (Hrsg.), *Zuversichtsansprüche: Biblische Perspektiven in Krisen und Ängsten unserer Zeit*, Band 1, Paderborn: Brill Schöningh 2023, 282.

Wir lesen es in der Geschichte vom Turm in Babel

Ich liebe diese Geschichte – weil sie der Grossmacht frech ans Schienbein tritt und Gott zum Schirmherr der Diaspora macht. Gott hat das so gewollt. Gott hat die Völker zerstreut. Weshalb?

«*Damit ihr Mund sein Lob verkünde.*»

Genau! Das ist die theologische Fortsetzung. Die Kleinen machen die kulturelle Aneignung, frech und fromm, indem sie auf ihr gottesdienstliches Idiom pochen und ihren Auftrag erinnern. Sie, die in der Zerstreung leben, sind dazu auserwählt, die Völker daran zu erinnern, wer sie sind: Gottes Volk. Sie die ohne Kult, ohne Tempel und ohne Land sind, lehren das neue Lied:

FOLIE Laudate omnes gentes, laudate dominum.

«Neue Lieder braucht das Land» – eine Losung von Michael Herbst, die ich gerne zum Lehrtext erkläre. Und ergänze: Neue Länder braucht das Lied. Wir müssen polyglotter werden.

Evensong

FOLIE Ich denke zuerst an unsere Studierenden und zukünftige Pfarrerrinnen und Pfarrer. In Zürich haben Theologiestudierende mehrheitlich einen freikirchlichen Hintergrund oder kommen aus evangelikalen Gemeinden. Sie kennen nur noch *ein* liturgisches Idiom. Worship ist ihre Muttersprache.

Ich habe darum vor rund zehn Jahren mit einem Experiment begonnen – in der Tradition der Prophezei, der Zürcher Übersetzungswerkstatt, aus der die Zürcher Bibel hervorgegangen ist. Jeden Mittwochabend feiern wir einen Evensong. Wir haben die Form in unsere Verhältnisse transponiert und üben die stilechte Stilmischung. Choral, Taizé und Worship, Hymnus, Gebetsruf, liturgisches Singen – kreuz und quer. Mit Chorprobe, Kurzpredigt und Abendmahl.

Für einige Studierende ist die Form – das «Liturgische» – ungewohnt. Alle zwei Jahre gibt es zusätzlich eine Studienwoche in Taizé. Drei Creditpoints für 20

Stunden Beten und Singen. Das ist kniende Theologie! Die meisten werden bekehrt oder erleben eine Erweckung.

Aber ich bin auch ein Konvertit. Bevor ich mit dem Evensong-Experiment begann, hatte ich ein Pilotprojekt. Auslöser war die frustrierende Erfahrung, dass meine Liturgik-Vorlesung auf komplettes Unverständnis gestossen sind. Ich redete von etwas, das mich beglückt. Ich hätte auch in Zungen reden können. Meine Studis aus der Generation Lobpreis waren verloren. Also begann ich das RedenÜber mit einem RedenZu und RedenIn zu kombinieren. Zur Vorlesung kam die Singübung. Morgens um 8:15 im Grossmünster – im selben Raum, in dem Zwingli und seine Freunde die Bibel übersetzten, bezeichnenderweise im vorreformatorischen Chorgestühl. Schön vis-à-vis psalmodierend.

Mein Ziel war es, dem liturgisch unter- und falschernährten Nachwuchs die feste Speise zu servieren, die sie geistlich erwachsen macht. Irgendwie sprang der Funke nicht. Und irgendwann getrauten sie, die sich nicht ganz verstanden fühlten, mir zu sagen, was ihnen fehlt. Worship!

Ich wehrte mich. Warum soll *am Theologischen Seminar* das gehegt werden, was die Tradition verjagt? Das ist nicht meine Aufgabe. Ich hatte einen Geschmack in den Ohren, den ich nicht schmecken wollte: Zu viel Zucker, zu viel Salz, zu viel Fett und weisses Brot.

Gott sei Dank hatte ich geduldige Lehrmeister, wunderbare Musiker und begabte Sängerinnen, die mir Worship lieb machten.

<https://www.youtube.com/watch?v=Qzng66VKWqI>

Diaspora als Mission und Passion

Die Sendung zu den Völkern und die Sammlung zum Gottesdienst, ist Gottes Mission und Passion. Gott liebt Poly-Glossolalie! Worship, Gospel, Bach und Gregorianik. Wie sollte es auch anders sein? Wer polyrhythmisch im Wirbel der Protonen tanzt, auf Wellen reitet, mit Teilchen jongliert und in allen Dingen und Zungen singt, will keine Monokultur. Es ist wie bei guten Weinen: die *Assemblage* der Sorten bringt neue Geschmacksmomente. Was nicht gegen das Stilechte spricht! Es gilt unvermischt und ungetrennt. Gegensätze sind kreuzfalsch. Indes, das Spiel mit Altem und Neuen ist hohe Kunst. Nicht wilder Mischmasch ist gefragt, sondern ein Gespür für das Richtige, ob's etwa Zeit zu streiten, ob's Rasttag sei.

Im Heiligen Zwischenraum, zwischen RedenIn und RedenZu üben wir beides, wagen uns auch einmal im und am Ungewohnten, spielen Tango am Gründonnerstagabend.

Go singing, go bringing the gifts of the spirit

«Alles Ding währt seine Zeit, nur Gottes Lieb in Ewigkeit.» Auch die schönste Liturgie gehört zu den endlichen Dingen. Sie ist *Vorgeschmack*, noch nicht ganz Genuss Gottes. Und darum hört auch der längste Gottesdienst irgendwann – zum Glück – wieder auf. Dauert er zu lange, würden wir der Lieder überdrüssig, dreht er im Kreis, würde es uns schlecht. Für das unendlich Gestreckte sind wir nicht gebaut. Endlos gedehnt würde sogar Bach irgendwann Folter.

Darum ist es würdig und recht, wenn der Gottesdienst einen leichten Abschluss im Dreivierteltakt findet. In G-Dur – mit einem Kreuz, das reicht. Singen wir.

Go lightly